

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 37 (1947)
Heft: 48

Artikel: Der Weg ins Leben [Fortsetzung]
Autor: Lilius, Charlotte
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-650185>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER WEG INS LEBEN

ROMAN VON CHARLOTTE LILIUS



11. FORTSETZUNG

"Ach so! Nun, das macht nichts. Ich werde Sie gerne heimbegleiten."

"Was wollen Sie eigentlich von mir? Ich möchte mein Kleid verkaufen... Das wird doch wohl erlaubt sein."

"Selbstverständlich, vorausgesetzt, dass es wirklich Ihr Kleid ist."

"Ja, wem sollte es denn sonst gehören?" Masslos erstaunt sieht sie ihn an. Sie hat noch immer nicht begriffen.

"Das möchte ich eben gerne feststellen..."

Endlich geht ihr ein Licht auf. "Sie wollen doch nicht etwa behaupten, ich hätte das Kleid gestohlen?" fragt sie mit vor Erregung zitternder Stimme.

"Da Sie es selbst aussprechen: warum nicht?"

"Aber das ist doch nicht wahr!" schreit sie auf. "Ich bin doch keine Diebin."

"Umso besser für Sie. Wir werden es ja gleich feststellen. Ihr Mann wird Ihre Behauptung doch ohne weiteres bestätigen können, nicht wahr?"

Ein grenzenloser Schreck befällt Francesca. Felice wird also in die Sache hineingezogen werden. Was wird er in seiner Ahnungslosigkeit anrichten? Soll sie nicht doch die Wahrheit sagen?

"Kommen Sie", sagt der Polizist, "wir wollen gehen."

In seiner Begleitung also soll sie durch die Strassen Mailands wandern? Ein Schamgefühl steigt in ihr empor. "Wie eine Verbrecherin", denkt sie. "Dabei bin ich doch ganz unschuldig." Das heisst, wohl nicht ganz, denn hat nicht die ganze Geschichte eigentlich doch mit einem Unrecht begonnen? Aber das liegt schon lange zurück, und eine Diebin war ich damals auch nicht. Warum musste sich nur alles so furchtbar gestalten? War sie noch nicht genug gestraft worden? Tränen füllen ihre Augen und rinnen langsam über ihre Wangen.

Wie sie vor ihrem Hause angelangt sind, entdeckt Francesca die Köpfe der Nachbarinnen, die aus den Fenstern schauen. Es ist, als hätten sie etwas gewittert... Das wird ein Geklatsch geben... Sie, die Unzugängliche, Hochmütige, die mit niemandem verkehren will, kommt in Begleitung eines Polizisten... Sogar die Wohnungstüren öffnen sich, wie sie die Treppe emporschreiten. Francesca glaubt ein höhnisches Grinsen zu sehen...

Vor ihrer Türe angekommen zieht sie den Schlüssel hervor und öffnet. Felice, der bereits da ist, kommt ihr entgegen:

"Da bist du ja endlich!" ruft er. "Wo hast du denn gesteckt?" Da entdeckt er erst den Mann hinter ihr: ein Polizist, der ein Paket im Arm trägt. "Was soll das heissen, Francesca?" fragt er verwirrt.

"Es tut mir leid, Felice, aber ich bin aufgehalten worden. Der Mann hier..."

"Lassen Sie mich reden", unterbricht der Polizeimann. "Das ist also Ihre Frau?" wendet er sich an Felice.

"Gewiss."

"Schön, und..." Er wickelt das Kleid aus, das sich vor Felices staunenden Augen ausbreitet, "kennen Sie dieses Kleid?"

Verzweifelt sucht Francesca, ihrem Mann durch geheime Zeichen verstehen zu geben, dass er die Frage bejahen solle. Er versteht sie falsch und seine ehrliche Natur käme auch gar nicht auf den Gedanken zu lügen. Er beginnt wohl zu ahnen, dass Francesca in irgend einer Gefahr schwebt, aber wie könnte ihr besser geholfen werden, als durch absolute Wahrheit? Denkt er. Also tönt sein "Nein!" vollkommen überzeugend. Ein triumphierendes Lächeln huscht um die Lippen des Inquisitors.

"Wieso kommt es dann, dass Ihre Frau erklärt, es handle sich um ein Geschenk von Ihnen?"

Ein Blick auf Francesca lässt ihn endlich verstehen, dass es sich um etwas äusserst Ernstes handelt, und dass er ihr mit seiner wahrheitsgetreuen Antwort mehr geschadet als genützt hat. Gleichzeitig aber packt ihn die Entrüstung darüber, dass Francesca gelogen hat. Warum hat sie nicht die Wahrheit gesprochen? Was hat sie zu befürchten? Sie hat behauptet, das Kleid von ihm bekommen zu haben, und weil er dies verneint hat, fällt ein schiefes Licht auf sie. Ja, wie kommt sie denn überhaupt zu dem Kleid?

"Wenn dem so ist, dass Sie das Kleid nicht kennen", fährt der Polizist fort, "werden wir in unserer Annahme bestärkt, dass Ihre Frau es auf unehrliche Weise erworben hat."

"Auf unehrliche Weise..." Wie ein Keulenschlag sausen diese Worte auf ihn nieder. "Nein", ruft er laut und verzweifelt, "nein, das ist nicht wahr, nicht möglich. Francesca ist ehrlich..."

"Das glauben alle Männer von ihren Frauen, bis die Tatsachen sie eines anderen belehren..."

Felice fühlt, dass er den Mann am liebsten hinausschmeissen möchte. Die letzten Worte haben ihm das Blut ins Gesicht getrieben.

"Francesca", sagt er und sucht seine Stimme zu beherrschen. "Willst du uns nun erklären, wie du zu dem Kleide kommst und damit diese falschen Anschuldigungen widerlegen?"

Noch eine Sekunde zögert sie, dann sieht sie das Aussichtslose weiterer Ausflüchte ein. Stockend, mit häufigen Unterbrechungen erzählt sie, was sich damals zugetragen hat.

Während ihrer Erzählung wechselt Felice wiederholt die Farbe, der Poli-

zist hingegen sieht belustigt aus. Nachdem sie geendet, fragt er: "Ist das alles?"

Sie nickt bejahend.

"Schön", sagt er. "Ich werde mich telephonisch von der Richtigkeit Ihrer Angaben überzeugen."

"Bitte, tun Sie das! Madame Jeanne wird Ihnen die Geschichte zweifellos bestätigen."

"Hoffentlich", nickt er.

"Jedenfalls nehme ich das Kleid einstweilen mit. Ich rate Ihnen, das Haus nicht zu verlassen, bis ich zurückkehre. Sonst könnte es Ihnen schlecht gehen. Vergessen Sie nicht, dass Sie Ausländer sind..."

Die Türe fällt hinter ihm ins Schloss. Francesca ist auf einen Stuhl gesunken und hat den Kopf auf den Tisch gelegt. Ratlos steht Felice da, an die Wand gelehnt, und starrt ins Leere. Beide finden keine Worte. Angst schnürt ihr die Kehle zusammen, während Zweifel und Vertrauen abwechselnd in ihm kämpfen. Bis jetzt hat er seine Frau zu kennen geglaubt: nicht bloss ihre Tugenden, sondern auch ihre Fehler. Vor allem aber hat er stets ein blindes Vertrauen in ihre Worte gesetzt. Da die Lüge ihm zuwider ist, hat er angenommen, es müsse auch ihr so gehen... Dass er eigentlich schon vor Monaten einen Beweis vom Gegenteil erhalten hatte, vergisst er in diesem Augenblick über der neuesten Erfahrung. Seit einer halben Stunde weiss er, dass sie gelogen hat. Warum? Hätte sie jene Geschichte nicht gleich offen und ehrlich erzählen können? Vielleicht aber ist auch dieses Geständnis erdichtet? Oder aber es ist im grossen Ganzen wahr, doch steckt noch etwas anderes dahinter?

"Francesca", fragt er leise, "was war zwischen dir und jenem Mediziner? Ich will es wissen."

"Nichts", erwidert sie gelassen. "Einige Kino- und Restaurantbesuche, ein paar Spaziergänge im Mondschein..."

"Dass du bloss Lust hattest!"

"Du warst ja immer und ewig in deinem Kurs. Ich konnte doch nicht alle Abende allein verbringen."

"Vielleicht nicht", gibt er zu. "Daran dachte ich allerdings nicht, ich schaffte nur für unsere Zukunft."

"Ich war damals nicht gebunden."

"Du hattest mir quasi versprochen... Uebrigens will ich alles wissen. Wie war es an jenem Abend, als du in dem Kleid mit ihm tanzen gingst?"

"Ich habe nichts hinzuzufügen. Wir waren im Variété und dann in einem Tanzlokal, das ist alles."

"War er in dich verliebt?"

"Ich glaube ja!"

"Wusste er etwas von mir?"

Kleine Plauderei mit dem grössten Mann der Welt

Photoreportage von Hans Emil Staub

Rechts: Der grösste Mann der Welt ist beinahe so gross, wie das kleinste Haus von Zürich. Der witzige Hausbesitzer meinte lachend, er solle nur öfters vor beikommen, um ihm die Blumen im ersten Stock zu begiessen. Unten: Das ungleiche Ehepaar bei einem Spaziergang. Die Frau des Riesen Jan van Albert ist eine urchige Appenzellerin und betreut ihren ungewöhnlichen Ehegatten schon über zwanzig Jahre



Rechts: Das Leben in Haus und Hotel ist für Jan van Albert äusserst hinderlich, da er überall mit seinem Kopf anstösst. Ist es da verwunderlich, wenn er den grössten Teil seines Lebens sitzend verbringen muss



«Es ist kein Schleck, wenn man 2 Meter 69 gross ist!» lachte der Holländer Jan van Albert, der sich rühmen kann, der grösste Mann der Welt zu sein. Und wie er sich bei der Begrüssung im Hotelzimmer erheben will, so schlägt er auch schon den Kopf an der Decke an. «Ist das eine Existenz, wenn man fast den ganzen Tag im Zimmer sitzen muss! Sie sehen ja, ich kann ja nicht einmal im Wohnraum gerade stehen. Auf die Strasse kann ich nicht, sonst laufen mir alle Menschen nach, und das ist mir, und wohl auch der Verkehrspolizei, doch zu dumm.» — «Jaso, Sie meinen, ich verdiene dafür mit meiner Grösse das Leben, und deshalb dürfe ich mich schon gar nicht zu viel auf der Strasse zeigen, weil die Leute sonst nicht mehr ins Variété kämen, um mich anzuschauen. Eigentlich wollte ich ja gar kein absonderliches Schauobjekt werden. Aber als ich in meiner Jugend den Maler- und Schneiderberuf lernte, machten mich die Leute verrückt und meinten, ich solle doch als Riese durch die Welt ziehen und als solcher würde ich sicher viel mehr verdienen. Das habe ich denn auch getan und nun seit mehr als 20 Jahren als «grösster Mann der Welt» ganz Europa und Amerika abgeklopft.» — «Ob ich aus einer ausgesprochenen Riesenfamilie stamme?» «Ja und nein. Einer Riesenfamilie entstamme ich, weil ich noch viele Geschwister habe; was aber die Grösse anbetrifft, so sind sie alle normal. Ja, denken Sie nur; bei der Geburt wog ich bereits 17 Pfund und im Alter von 7 Jahren hatte ich schon meine 2 Meter und ass für 6 Personen. Das war ein bisschen viel für meine armen Korbflckereltern. In der Schule hatte ich wohl bei den Kindern Erfolg, nicht aber bei den Lehrern, welche sich bei einem Schüler, der grösser war als sie, in ihrer Autorität beeinträchtigt fühlten. Zudem waren in der Volksschule die Schulbänke viel zu klein für mich und die Gemeinde wollte keine Extraanfertigung bezahlen. So musste ich zu Hause Privatunterricht nehmen.» — Ueber sein späteres Leben befragt, berichtet der leutselige Gigant: «Ab 1919 reiste ich mit dem kleinsten Schweizer, dem Seppetoni, durch die Welt. Er wurde nicht nur mein bester Partner und Freund, sondern zugleich auch mein Schwager. Jawohl, meine Frau ist ein waschechtes «Appezöller-Zischgeli» und jetzt werden Sie sich auch nicht mehr wundern, wieso ich so ein «gspässigs Holländer-Schwyzerdütsch» rede. Seit 21 Jahren sind wir nun unzertrennlich, denn ohne meine gute Frau wäre ich verloren, obwohl das bei meiner Grösse nicht wörtlich zu nehmen ist. Aber sehen Sie, ich bin eben gerade durch meine Ausmasse stark behindert und meine Frau muss für mich fast alle Gänge machen und da und dort helfen. Für meine 320 Pfund habe ich zudem viel zu schwache Füsse, die ich bis jetzt nicht weniger als 13mal operieren lassen musste. Aber sonst bin ich vollkommen gesund, und wie Sie selber feststellen können, kein Unmensch, sondern der Grösse entsprechend normal proportioniert. Dass ich für 4 Personen esse, verwundert jeweils höchstens meine Kostgeber. Dafür schätzt sich der Schneider glücklich, der für einen Anzug gleich 7,5 m abschneiden muss. Dass ich für meine Füsse bei Schuhnummer 62 alles nach Mass machen lassen muss, ist der grosse Kummer meines Portemonnaies, das leider nicht meiner Grösse angepasst ist. So, und jetzt wollen wir essen gehen, denn der Meisterkoch Michel in der «Zimmerleuten» hat wieder einmal eine Spezialplatte für mich hergerichtet!»

"Ich hielt es nicht für nötig, meine Bekanntschaft mit dir zu erwähnen."

"Also hast du auch ihn damals hintergangen, nicht bloss mich. Du hofftest vielleicht, eine Frau Doktor zu werden, was?"

"Vielleicht", gibt sie zögernd zu. Dann nimmt ihre Stimme wieder ihren festen Klang an: "Wozu quälst du dich mit solchen Fragen? Ich bin ja keine Frau Doktor geworden, und es ist damals überhaupt nichts passiert."

Er tritt ganz dicht an sie heran: "In diesem Augenblick aber, Francesca, ist etwas passiert: mein Vertrauen in dich ist erloschen..."

"So schlage mich doch!" ruft sie trotzig. "Schlage mich!"

"Glaubst du, mein Vertrauen würde dadurch wieder erwachen? Nichts würde ich gewinnen, höchstens noch den Glauben an mich selbst verlieren."

"Warum schlägt er mich nicht?" denkt sie verzweifelt. "Wenn er ein rechter Mann wäre, würde er zuschlagen. Aber eben: er ist kein rechter Mann, darum kann ich ihn nicht lieben..."

Felice kämpft schwer mit sich selbst. Schliesslich siegt sein "besseres Ich", wie er glaubt. Er hält ihr die Hand hin: "Lassen wir die Sache vergessen und begraben sein."

In diesem Augenblick taucht der Polizist wieder auf.

"Ich habe mich erkundigt, die Angaben stimmen", sagt er grinsend. "Sie müssen entschuldigen", wendet er sich an Francesca, "es war schliesslich ein leicht begreiflicher Irrtum. Hier haben Sie das Corpus delicti." Er wirft das Kleid auf den Tisch. "Ich rate Ihnen, in Zukunft vorsichtiger zu sein. In jenem Viertel handelt man nicht mit seidenen Spitzenkleidern." Damit geht er.

Eine Weile herrscht Totenstille im Zimmer. Dann meint Felice schüchtern: "Wir sollten wohl etwas essen? Aber es bleibt mir wenig Zeit."

"Ja", nickt sie. "Ich werde schnell eine Omelette machen."

Sie trocknet ihre Tränen und geht in die Küche. Kurz darauf sitzen sie einander gegenüber am Küchentisch. Im Zimmer liegt immer noch das Kleid.

"Was wirst du damit anfangen?" fragt er beim Abschied.

"Vernichten werde ich es. Verbrennen oder wegwerfen."

"Eigentlich schade", meint er bedauernd, "es ist ein wahres Kunstwerk."

"Ja, soll ich es etwa behalten und zum Kochen und Bodenfeigen anziehen? Das Aschenbrödel als Prinzessin?"

Der ironische Klang ihrer Stimme entgeht ihm nicht. "Natürlich sollst du es fort tun", sagt er. Im stillen seufzt er: "sie denkt noch an jenen Abend!"

Dann geht er. Der Nachmittag verstreicht schnell, denn er hat viel zu tun. Am Abend, wie er heimkommt, ist das Kleid verschwunden. Zwar kann sie es versteckt haben, denkt er. Aber er fragt nicht danach. Stattdessen schlägt er nach dem Abendessen vor, ins Kino zu gehen. Sie sieht erstaunt aus, willigt aber sofort in den Vorschlag ein. Merkwürdig, dass er Lust hat, denkt sie. Aber sie ist ihm dankbar dafür. Sie hätte nicht gewusst, was anfangen zu Hause. Der Brennstoff liegt noch immer zwischen ihnen, und es dünkt sie, es brauche nur einen Funken, um die Explosion zu veranlassen.

Gerade, weil auch er sich vor dem Zusammensein zu Zweit fürchtet, hat er den Kinobesuch vorgeschlagen.

Vergessen und begraben, hatte er gesagt, dabei aber vergessen, die Rechnung mit der Umwelt zu machen. Irgendwie war die Geschichte durchgesickert. Kein Meisterspion ist geschickter im Aufstöbern fremder Geheimnisse als klatschsuchtige Vorstadtweiber. Schon nach wenigen Tagen merkte Francesca nicht bloss die schadenfrohen und feindseligen Blicke der Nachbarinnen, sondern auch das veränderte Benehmen der Kaufleute, bei denen sie zuvor gut bedient worden war. Es ärgerte sie mehr als es sie kränkte, und sie verlegte ihre Einkäufe in einen anderen Stadtteil. Da sie ja sowieso keinen Verkehr hatte, machte ihr die Einstellung der Nachbarschaft wenig aus. Felice gegenüber wahrte sie Stillschweigen in dieser Hinsicht. Sie wollte die Geschichte nicht wieder ausgraben.

Eines Abends, bei seiner Heimkehr, sah sie ihm jedoch sofort an, dass etwas vorgefallen sein musste. Er sprach kein Wort, sondern verzehrte stumm sein Abendbrot und brütete dann dumpf vor sich hin. Nicht einmal die Zeitung, die sie ihm zuschob, vermochte ihn zu interessieren: er warf sie beiseite.

"Wollen wir ausgehen?" fragte sie, nachdem sie das Geschirr gewaschen und versorgt hatte. Er schüttelte nur den Kopf und starrte weiter ins Leere. Sie griff nach einer Flickarbeit und begann seufzend zu sticheln.

"Wie ungemütlich", dachte sie. "Das nennt man ein trautes Familienleben." Auf einmal fühlt sie seinen Blick, scharf und durchdringend auf sich gerichtet: "Francesca", begann er, "ich muss dir etwas sagen."

"Ja?"

"Ich habe heute meine Stelle gekündigt."

"Was? Warum?"

"Weil ich es nicht länger aushalte", brüllte er plötzlich laut und sprang von seinem Stuhl auf. Mit grossen Schritten durchmass er ruhelos den engen Raum. "Wie ein Tiger im Käfig", dachte sie.

"Was hältst du nicht länger aus? Die Arbeit?"

"Die Sticheleien, die Anzüglichkeiten, die Gemeinheiten..."

"Was für Gemeinheiten?"

"Deinetwegen..."

"Meinetwegen? Ja, was ist denn los?"

"Und das fragst du so naiv. Die verdammte Geschichte mit dem Kleid. Wie sie ausgekommen ist, weiss der Teufel; aber ich ertrage das schadenfrohe Grinsen, die schmutzigen Witze nicht länger, ich mag nicht mehr, verstehst du... ich gehe..."

"Wohin denn?"

"Nach Hause."

"Du meinst doch nicht etwa in den Tessin?"

"Gerade das meine ich."

"Und ich?"

"Auch eine Frage. Du folgst mir natürlich."

"Wenn ich aber nicht will?"

"Dann werde ich dich zwingen. Herrgott!" schreit er auf, "du willst doch nicht allein hier bleiben und wieder ins Elend geraten? Oder vielleicht willst du gar zu deinem Enrico zurück?"

"Du bist eifersüchtig", sagte sie und es glomm seltsam in ihren Augen.

"Nein", ruft er empört, "nein, aber ich habe genug, verstehst du? mehr als genug von dieser Stadt und allem, was damit zusammenhängt. Dich trifft die Hauptschuld daran."

"Und jetzt soll ich Sühne tun, indem ich dir in die Verbannung folge?"

"Verbannung? Nennst du die Rückkehr in die Heimat so? Schämst du dich nicht?"

"Nein", entgegnete sie hart, "auf diese Art heimkehren, niemals... Damit das Gerede über meinen Grossvater wieder angeht..."

"Es braucht ja niemand zu wissen, weshalb wir kommen. Wir sagen einfach, die Fremde sei uns verleidet. Francesca, ich bitte dich, sei vernünftig und mach es mir nicht unnütz schwer. Mein Entschluss steht auf jeden Fall fest: wir gehen heim."

"Unsinn", sagte sie, "es gibt noch genügend andere Städte, wenn du absolut nicht hierbleiben willst: Genua, Turin, Florenz, Rom..."

"Ich will aber nicht", beharrte er. "Ich hasse die Stadt."

"Und ich das Dorf."

"Es wird dir aber nichts anderes übrig bleiben, als mir zu folgen. Daheim haben wir Maisfelder und einen Rebberg. Hier haben wir nichts als diese gemietete Wohnung."

"Bäuerin soll ich also werden?"

"Warum nicht? Waren deine Vorfahren etwas anderes?"

"Ich will aber etwas Besseres sein."

"Ist eine gemietete Stadtwohnung vornehmer als ein eigenes Bauernhaus?"

"Ich soll in Holzschuhen mit einem Kopftuch herumlaufen und Heu im Rückenkorb schleppen?"

"Ich werde dir alle schweren Arbeiten abnehmen."

"Danke", sagte sie schnippisch. "Danke!"

Ich schätze deine Hilfsbereitschaft sehr. Es ist äusserst liebenswürdig von dir. Und du meinst, ich sei seinerzeit von zu Hause verschwunden und habe dich dann geheiratet, um wieder in das alte Elend zurückzukehren?"

"Es wird kein Elend werden, Francesca, wenn du nicht willst. Im Gegenteil, wir werden viel glücklicher sein als hier."

"Du vielleicht, aber ich... ich..." Sie brach in Tränen aus. "Ich werde zugrunde gehen."

Ihre Tränen besänftigten ihn. Tröstend legte er den Arm um ihre Schultern. "Du irrst, Francesca. Hier wirst du zugrunde gehen, nicht in der Heimat. Du sollst sehen, du wirst mir noch dankbar sein, dass ich dich zurückgeführt habe. Die Fremde ist nichts für uns. Was haben wir erreicht? Nur Unangenehmes, nur Schmach und Verhöhnung. Du hast deine Stelle verloren, ich die meine aufgegeben... durch eigene Schuld, jawohl. Wir passen nun einmal nicht hierher. Wir gehören in die Heimat."

Wie sie immer noch schluchzte, zog er sie auf die Knie und lehnte ihren Kopf an seine Schulter.

"Du musst dich ausweinen", sagte er, "das tut gut. Auch du hast manches durchgemacht. Aber es wird alles wieder in Ordnung kommen. Daheim weiss niemand etwas von dem Vorgefallenen."

Am liebsten hätte sie ihm ins Gesicht geschrien, dass sie sich nicht darum kümmerte, ob jemand etwas wusste oder nicht. Aber sie schwieg. Er war so anders geartet als sie. Er nahm alles viel zu tragisch. Vielleicht, dachte sie, ist er morgen schon dazu zu bewegen, eine neue Stelle zu suchen, oder in eine andere Stadt zu ziehen. Heute ist nicht mit ihm zu reden. Morgen sieht alles anders aus. Man muss darüber schlafen. Ich werde heute Abend nicht länger widersprechen.

Bald darauf lagen sie im Bett. Aber beide konnten noch lange keinen Schlaf finden, die Gedanken liessen sie nicht los.

XII

Schwül und drückend lastet der Sommer-sonntag auf dem Land. Durch die glut-schwangere Luft weht kein Windhauch; das verwitterte Gestein uralter Mauern und zerbröckelnder Ruinen, das Geröll am Abgrundrand, der Granit erhabener Felswände, alles gleisst und dampft in der Mittagssonne. Starr stehen Gras und Halme, der Blumen Kelche hängen schlaff, verdurstend, selbst das Moos im Forste knistert leis vor Trockenheit, und eines siechen Bergbaches letztes Wasserlein versinkt in seinem dürren Schoss.

Sengend strömt der Brand vom wolkenlosen Himmel; um die Berggipfel und die Hügelketten schweben leichte Schleier blauen Dunstes. Erbarmungslos sendet das Gestirn seine Hitze über Berg und Tal, ergiesst sie über sanfte Wiesenpfade, wo einsame Wanderer mühselig vorwärtsstapfen, oder erschöpft im Schatten eines Baumes rasten; es gleisst über satten Weiden, wo Herden friedlich grasen und Hirten, auf dem Rücken liegend, in das Blau des Himmels starren, und dringt auch in die engen Gässchen stiller Dörfer ein.

(Fortsetzung folgt)